

SWR 2 / 13. März 2011 / 8'30 Uhr (Aula)

Serie: Wissen 2.0 – Wie das Internet die Bildung verändert

## **Plädoyer gegen das Bulimie-Lernen**

### **Eine Schule, in der Zukunft entsteht**

**von Reinhard Kahl**

Lernen im Informations- und Medienzeitalter? Da stellt man sich vielleicht Räume voll von Apparaten vor. So wie einst das Sprachlabor, nur viel smarter. Programmierter Unterricht im Sprachlabor erwies sich allerdings als Sackgasse und die Maschinen standen bald als Edelschrott rum. Heute werden Schüler mit Laptops ausgerüstet und jeder hat bald einen kleinen Computer in der Tasche, mit dem er telefoniert, Musik hört, fotografiert und über Suchmaschinen ständig mit dem Wissen der Welt und vor allem den Freunden verbunden ist.

Verbunden? Mit der Welt?

Ob Computer nützliche Werkzeuge sind, hängt davon ab, wofür man sie nutzt. Zum Beispiel Google. Wer recherchieren will, hat ein hervorragendes Instrument. Wer sich in der Schule oder im Leben durchmogeln will, auch. Mit gesampelten Referaten wird das Vortäuschen von erarbeitetem Wissen zum Kinderspiel. Aber weder der Bluff noch die findige Navigation sind Eigenschaften der Geräte. Verstärken sie also nur Haltungen oder bewirken sie auch kulturellen Wandel? Und wenn sie diesen nicht unmittelbar auslösen, welche Möglichkeiten bieten etwa die enorme Speicherkraft und Übertragungsgeschwindigkeiten in Echtzeit? Was lässt sich daraus machen?

Fest steht, inmitten eines Ozeans von Informationen verliert bloß geliehenes Wissen an Bedeutung. Die Schere zwischen Weltwissen und dem Wissen der Individuen klafft immer weiter auseinander. Die alte Frage verschärft sich: Wie wird Information in Wissen verwandelt? Wie eignen sich Individuen eine Welt enormer Möglichkeiten an? Jeder weiß etwas anderes. Jeder muss sich entscheiden, was er wissen, und das heißt auch, wer er sein will. Die Individuen werden verschiedener. Kooperation wird wichtiger. Der Wunsch nach Zugehörigkeit wird stärker. In virtuellen Welten, also in Möglichkeitswelten steigt das Verlangen nach Wirklichkeit. Dann stehen plötzlich in einer Computer- und Medienwelt diese Geräte gar nicht mehr im Mittelpunkt. Werden dann Menschen nicht das wichtigste Medium für Menschen? Man muss sich in diesem Satz das Wörtchen *wieder* verkneifen. Es ist ja nicht so, das in der vordigitalen industriellen Eisenzeit zum Beispiel in den Schule *die Menschen* im Mittelpunkt standen. Sie wurden eher zu Maschinenmodulen diszipliniert. Sie lernten zu funktionieren. Das Wort *Lernen* selbst wurde zum Zeichen für einen überwiegend passiven Vorgang.

Das *krumme Holz*, das der Mensch nach Immanuel Kant nun mal ist, sollte in Schulen eher glatt gehobelt werden. Das ist in den letzten 150 Jahren auf fatale Weise gelungen. Aber daraus ist auch eine Chance entstanden. Fast alle repetitiven Arbeiten wurden so weit standardisiert und automatisiert, dass sie von Maschinen übernommen werden können. Dieser technologische Unterbau aus automatisierter Routine verspricht nun in der Tat bessere Zeiten. Das 150 Jahre lang aus der Arbeitswelt und aus dem schulischen Lernen heraus gekürzte Selbst könnte sich wieder aufrichten.

Das eröffnet eine ganz andere Aussicht auf eine Schule der Zukunft, nämlich auf eine Schule, in der Zukunft entsteht.

Dieses ist nicht in erster Linie eine Frage nach dem Wissen, das dort – wie man so sagt – vermittelt wird. Wissen bleibt immer wichtig. Aber mehr und mehr stellt sich die Frage, was Kinder und Jugendliche befähigt, dass sie jetzt und später selbst Wissen hervor bringen. Dass sie die Forscher bleiben, als die sie alle zur Welt kommen. Nebenbei: Kaum einer hätte vor 25 Jahren gedacht, was die Säuglings- und Kleinkinderforscher heute über Babys als Forscher an den Tag bringt!

Zukunft zu ermöglichen hieße dann, so wach und so geistesgegenwärtig zu bleiben, wie wir es als Kinder alle waren. Bildung bedeutet dann Spielen und Lernen als zwei Seiten einer Medaille im Laufe ihres Lebens zu kultivieren. Das ist nicht banal. Lernen und Neues zu probieren ist ein Wagnis. Traut man sich?

Arthur Schopenhauer, dessen 150. Todestag kürzlich gedacht wurde, schrieb: „Alle reden sie von der Zukunft, versäumen dabei das Seyn und die Zukunft macht bankrott.“

In diesem Satz steckt fast alles.

Zukunft ist immer unbekannt. Sie könnte schief gehen. Zukunft entsteht in wacher Gegenwart. Das gilt ebenso für das noch nie Dagewesene wie für die Erneuerung des Alten. Beides ist riskant. Auch Tradition kann nicht einfach kopiert werden. Sie muss erneuert werden, um fortgeführt werden zu können.

Wenn Schulen allerdings unter dem Vorzeichen stehen, dass die Gegenwart wenig und manchmal sogar nichts gilt, wenn dort mit dem „späteren Leben“ gedroht wird, statt jetzt ins Leben einzuladen, dann ist eine offene Zukunft eigentlich gar nicht erwünscht. Dann werden lediglich die Bestände der Vergangenheit kopiert. Aber Vergangenheit lässt sich nicht mal fortschreiben, wenn sie nicht auch zugleich erneuert wird.

Die wichtigste Aufgabe von Bildungsinstitutionen wäre also hellwache Gegenwart zu ermöglichen, damit Zukunft entsteht. Wache Geistesgegenwart führt zu Leistungen, die sich kaum einstellen, wenn man sie auf dem direkten Weg erzwingen will. Bildung ist ein enorm indirekter Vorgang. Sie braucht ein weites Feld, keine planierten Lernschnellwege.

Das ist gar keine neue Erkenntnis.

Schon vor 2500 Jahren mahnten Heraklit und Herodot, dass es bei der Bildung nicht darauf ankomme Menschen wie Fässer zu füllen oder wie Schiffe zu beladen. Es komme darauf an sie zu begeistern, sie zu entzünden. Francois Rabelais formulierte vor 500 Jahren diesen Gedanken in seinem nun häufig zitierten Satz, der das Grundgesetz jeder modernen Pädagogik sein sollte: „Kinder wollen nicht wie Fässer gefüllt, sondern wie Fackeln entzündet werden.“

Rabelais war Schriftsteller, Arzt und Priester, ein Renaissancemensch. Die Renaissance entdeckte die Schöpferkraft der Menschen, man könnte sagen, sie entdeckte die Fähigkeit Zukunft zu gestalten: technisch, sozial und kulturell. Bildung wurde als diese generelle Kreativität gedacht. Insofern war auch schon die griechische Polis eine Renaissance. Und auch heute – das wäre meine These – haben wir im Übergang von einer Industriegesellschaft zu einer Wissens- oder Ideen- oder Kulturgesellschaft die Chance zu einer dritten Renaissance, nach der griechischen Polis und dem großen Aufbruch vor einem halben Jahrtausend.

Die Grundidee hat ein anderer Franzose der Aufbruchzeit so formuliert: „Der Mensch übersteigt unendlich den Menschen.“ Das sagte der 1623 geborene Mathematiker, Physiker, Literat und katholische Philosoph Blaise Pascal. Anders formuliert: In uns allen, wirklich in allen, steckt viel mehr als wir gewöhnlich unterstellen, mehr als in einem Leben realisiert werden

kann. Jede und jeder hat einen Überschuss an Potentialen, die darauf warten gehoben zu werden. Nichts anderes zeigt mit ihren Mitteln die moderne Hirnforschung. Pädagogen sollten also Schatzgräber sein. Sie sollten sich überraschen lassen, sie sollten nicht ängstlich oder kleingläubig sein.

Eine Nebenbemerkung zu Rabelais und Pascal. Man sehe sich deren Lebensläufe an. Rabelais war Schriftsteller, Arzt und Priester. Blaise Pascal war Mathematiker, Physiker, Literat und katholische Philosoph. Wer heute so viele Identitäten angibt, gerät in der Verdacht ein Scharlatan zu sein oder gar eine multiple Persönlichkeit, also ein Mensch, für den wir ganz bestimmte Häuser haben. Vielleicht gehört auch dieses zu den Lichtblicken in großen Zeiten der Menschheit, dass jeder Mensch mehrere sein kann und dass dies nichts Verdächtiges ist. Ist die innere Pluralität von Menschen nicht eine Voraussetzung fürs Lernen? „Denken,“ sagte Platon, „ist das Gespräch zwischen mir und mir selbst.“ Dafür darf man mit sich nicht ganz identisch sein. Denken und Lernen leben von Unterschieden und der Selbsttätigkeit der Schüler. Auch das war für Renaissancemenschen eine Grundidee. Johann Amos Comenius, der vor 400 Jahren die moderne Pädagogik begründete, verlangte damals schon: „Lehrer, lehrt weniger, damit eure Schüler mehr lernen können.“

Eigentlich weiß man es also und nicht erst seit Neuestem. Warum nur ist die Verführung Fässer zu füllen so groß und das – zugegeben – etwas riskantere Flammen entzünden eher unheimlich? Weil wir nicht dran glauben, wie im Lernen sich Biografien bilden und dass jeder nur auf seine Weise gelingt.

Das Fässerfüllen wiegt Lehrpersonen, Schüler und Eltern in der vermeintlichen Sicherheit nichts falsch zu machen. Selbst wenn am Ende

dieses Nummer-Sicher-Weges eine anerzogene Gleichgültigkeit gegenüber dem Lernen steht, wird daran festgehalten. Beim Fässerfüllen wird sogar eine Art Lernbulimie in Kauf genommen. Erst mal viel „Stoff“ in sich hinein laufen lassen - und dann? Häufig wieder vergessen oder im drastischen Bild der Bulimie: das Heruntergeschlungene wieder von sich geben. Wird so der ausgeschiedene Stoff nicht tatsächlich zu etwas Ekelhaftem? Wird so die Welt nicht klein gemahlen und das Lernen nachhaltig entwertet? Wird es nicht Zeit das Wort „Stoff“ den Dealern zu überlassen? Cool und gleichgültig zu werden, das kann doch nicht das Ziel von so vielen Jahren „Bildung“ sein.

Was wäre demgegenüber nachhaltiges Lernen? Wie bildet sich eine Biografie? Wie wird Lernen zum großen Projekt des eigenen Lebens? Und wie arbeiten Schulen, die statt mit „Stoff“ abzufüllen, mit einem Lernvirus infizieren?

Besuchen wir in ein Klassenzimmer, das eines der Zukunft sein könnte, so wie Hölderlins Schwalben, die vor dem Sommer gekommen sind.

Michaela referiert gerade über den Ursprung des Chansons auf den Schlachtfeldern des Mittelalters. Zusammen mit drei Mitschülern hat sie die wichtigsten Stichworte auf Plakate geschrieben. Die Schüler stehen vorne. Sie erzählen kleine Geschichten. Alles auf Französisch. Eine ungewöhnliche Stimmung. So konzentriert, so ernsthaft und so gelassen. Zuletzt entdeckt man den Lehrer. Er steht hinten in der Ecke. Ein Lehrer? Eher ein Beobachter. Er heißt Jean-Pol Martin. Er unterbricht die Schüler selten. Er hält sich zurück. Aber sein Gesicht! Es ist ein Spiegel des Geschehens an der Tafel. Lautlos spricht er die Wörter von Michaela und ihren Mitschülern nach. Wenn eine Schülerin oder ein Schüler nach Worten sucht, schiebt er den Kopf wie eine Schildkröte vor und nickt den Jugendlichen zu, wie ein Magier. Wirkt das nicht, dann souffliert er.

Dieser Lehrer steckt mit seiner Aufmerksamkeit an. Man könnte an seinem Minenspiel eine der interessantesten Neuenddeckungen der Hirnforschung erkennen, die Spiegelneuronen. Was immer Martin bei den Jugendlichen wahrnimmt, seine Zellen versuchen es nachzuspielen und mit Milliarden in seinem Kopf gespeicherten Mustern abzugleichen. Nachahmen ist eine Grundfigur des Lernens. Aber nicht das Kopieren! Aus der Differenz zwischen den gespeicherten Mustern und den neuen Eindrücken entspringt laufend Neues: Missverständnisse, aber auch unerwartete Muster und Ideen. Eigenes entsteht. Das wiederum wird in zahllosen, kleinen Selbstgesprächen revidiert oder gesichert. Innere und äußere Differenzen schaffen weitere Irritationen, die geklärt werden müssen. So geht es immer weiter. So geht Lernen. Ein endloses Spiel mit dem Kick des Neuen und mit der Befriedigung am Vertrauten. Lernen ist dem Denken viel verwandter als mit der herkömmlichen Ingenieurpädagogik, die Trichter ansetzen und Fässer füllen will.

Um genau diese Differenz geht es Jean-Pol Martin in seinem Französisch Leistungskurs am Willibald Gymnasium im bayrischen Eichstätt. Damit scheint er allerdings die Schulwelt auf dem Kopf zu stellen. Nicht die Schüler wiederholen, was der Lehrer ihnen vormacht. Priorität hat auch nicht, dass die Schüler den Lehrer verstehen, sondern dass der Lehrer die Schüler versteht. In seinen Stunden sind sie es, die Schülerinnen und Schüler, die aktiv sind. Der Lehrer spielt manche Rolle, aber am wenigsten die eines Lehrers, wie man sie kennt. Seine Arbeit verlagert sich in die Zeit vor den Unterrichtsstunden. Die Stunden mit den Schülern haben bei ihm etwas von Theater. Vorher arbeitet er mit den Schülern, die auf der Bühne stehen werden, an deren Skript. Die Vorbereitung mit den jeweiligen Akteuren wird so wichtig wie die Inszenierung selbst. Martin coacht seine Mannschaft. Der Hauptdarsteller will und kann ein Coach nicht sein. Wenn

das Drehbuch versagt, schlüpft Jean-Pol Martin in die Rolle des Regisseurs und spart dann auch nicht mit Anweisungen, bis die Schüler wieder in ihr Spiel gefunden haben. Aber ein Marionettenspieler, an dessen Fäden die Puppen tanzen, der ist er nie. Doch eines spürt man sofort: Er ist der gute Geist im Raum.

Jean Pol Martin ist einer der vielen, die diese andere Grammatik des Lernens neu erfinden – und manchmal dabei verduzt feststellen, dass es die Wiederentdeckung des lange verstellten Selbstverständlichen ist. Sehen wir uns in seiner Klasse noch etwas genauer um. LDL, *Lernen durch Lehren*, hat er seine pädagogische Erfindung getauft, mit der er schon viele Pädagogen angesteckt hat. Martin, seit kurzem pensioniert, war Professor für Romanistik an der katholischen Universität im bayrischen Eichstätt. Inzwischen inszeniert er virtuelle und reale Weltreisen. Das Internet, meint er, würde ein wichtiger Raum einer Schule der Zukunft. Aber erst mal gelte es die Orte am Boden zu kultivieren. Man möchte Goethe zitieren, der meinte, Kinder brauchen Wurzeln und Flügel. Beides! Das *Und* ist vielleicht das wichtigste Wort in diesem Satz.

Zurück zu Martin. Einen Tag die Woche hat der Professor viele Jahre in der Schule unterrichtet, denn „ohne dieses Labor könnte ich doch keine Lehrer ausbilden“. Dieser Satz, so selbstverständlich er klingt, ist allerdings von Pädagogik-Professoren selten zu hören. Das wichtigste Medium sind für Martin die anderen Menschen.

Seine Schüler beglaubigen diese Haltung. Sie sind begeistert. Schließlich bestehen Martins Aktivitäten weniger im Unterrichten als im Aufrichten. Gut, sagen nun viele Hörer / Leser und wenden ein, wenn man die Unterrichtsstunden den Schülern überlässt, verfestigen sich dann nicht ständig deren Fehler? Wie kommen die Schüler denn weiter? Martin nickt, erst nachdenklich, dann begeistert. „Genau, Fehler, die sind wichtig“,



insistiert er und fährt fort: „Ich will ja im Unterricht Inkohärenzen und Widersprüche entstehen lassen.“

Wer das zum ersten Mal hört, runzelt die Stirn. Martin setzt noch eins drauf. „Mein Unterricht schafft Unklarheiten und der traditionelle Unterricht versucht immer nur Klarheit zu schaffen.“ Letzteres sei auch nicht ganz falsch, räumt er ein, denn zum Lernen brauche man beides, aber der entscheidende Rohstoff sei das Unfertige, „ganz einfach weil Menschen nur dann kommunizieren“, sagt er, „wenn ihnen etwas nicht klar ist.“ Die Schüler müssen „ihre Unklarheit selbst in Klarheit verwandeln.“ Nur so würde gelernt und niemand könne ihnen diese essentielle Aktivität abnehmen, außer, fügt er süffisant hinzu, dass das Lernen selbst dabei mit verschwindet.

Vielleicht ist das der Grund, warum Unterricht so oft bleiern ist. Immer noch werden Schüler mit Antworten auf Fragen erdrückt, die zu stellen sie gar keine Chance hatten. Sie dürfen eben häufig nicht nachahmen, sie müssen kopieren. Ein feiner, doch alles entscheidender Unterschied. Kopieren ermüdet. Die Spiegelneuronen werden arbeitslos. Sie wollen tanzen, nicht gehorchen. Sie wollen angesteckt und nicht in Dienst genommen werden. Belehrung löst eine Art Immunabwehr aus. Wenn die Mechanik von Belehrung und Abwehr erst mal eingefahren ist, schalten die Schüler ab. Was ein Dialog hätte werden können, wird zum Clinch. Die Schüler schicken dann ihre Phantasie schon morgens lieber gleich spazieren und stellen nur ihre schlaffen Körper im Klasseraum ab. Im Gegenzug sind die Lehrer mittags schneller in ihrem Golf als die Schüler auf dem Fahrrad. Manch einer – Schülerinnen und Schüler ebenso wie auch die Lehrpersonen – verlernt dabei das Lernen, was allerdings gar nicht so leicht ist, denn unser Gehirn ist ein resistentes Organ. Es kann gar nicht Nichtlernen. Man muss es auch nicht besonders motivieren. Es rebelliert

gegen die passive Rolle. Lieber stellt sich manches Gehirn dumm als dieses unwürdige Spiel mitzumachen. Mit dem Gehirn verhält es sich so ähnlich wie dem Appetit. Er kommt von allein. Aber es gibt Essstörungen. Und das heutige schulische Lernen krankt an Bulimie.

Trotz einer starken Drift weg von der standardisierten Industriewelt hin zu neuen Wissens- und Ideenwelten, hat man in mancher Schule oder Hochschule den Eindruck, die Gegenströmung nehme zu. Schüler und Studenten kalkulieren wie Betriebswirtschaftler ihrer selbst ganz genau wie viel Energie sie für Prüfungszwecke und Notenergebnisse investieren wollen. Manche verhalten sich wie Spekulanten. Hochschullehrer berichten immer häufiger von solchen Bitten ihrer Studenten: „Lieber Professor, reden sie nicht so viel herum, sagen sie uns lieber gleich, was in der Prüfung dran kommt. Das lernen wir dann auch.“ Das buchhalterische Restlernen, das nach dem Verzicht auf die Faszination durch die Sachen noch bleibt, wird dann allerdings gewissenhaft ausgeführt. Irritierend ist auch eine Beobachtung von Andreas Schleicher, dem internationale Koordinator der Pisa-Studien bei der OECD in Paris. Er fragt, wie es denn möglich sei, dass Schüler mit passablen Testergebnissen in den Naturwissenschaften am Ende der Schulzeit mit Mathe, Physik und Chemie nichts mehr zu tun haben wollen. Dieses Resultat hätte man auch viel billiger haben können. Noch teurer könnte die Konditionierung zur Gleichgültigkeit werden, wenn sie im Beruf weiter geht. Der kanadische Ökonom und Managementtheoretiker Henry Mintzberg sieht eine Ursache der Finanzkrise in der Dressur auf kurzfristige Erfolge durch Bonuszahlungen. Die Konditionierung auf Außensteuerung lasse das Urteilsvermögen verwahrlosen. Menschen wissen dann nicht mehr, was sie wollen, ja ob sie überhaupt etwas wollen. Und der amerikanische Ökonom Samuel Bowles schreibt: „Explizite, also äußere Leistungsanreize zerstören gute Absichten.“

Ist es nicht so, dass die meisten Menschen, auch viele Pädagogen und Bildungspolitiker davon überzeugt sind, dass Kinder und Jugendliche sofort das Lernen einstellen, wenn es nicht mehr mit Noten vergütet würde?

Jean-Pol Martin hat keine Noten gegeben. Das konnte er für sich, den Professor mit Eigensinn und Power, in der Schule durchsetzen. „Noten“, sagt Martin, „sind Gift.“ Warum? „Wenn ich Noten gebe, dann induziere ich Angst.“ Er verlangt ja von seinen Schülern, dass sie sich ständig auf Neuland begeben. Sie sollen ruhig Fehler machen. Er verbietet ihnen nur eines: So zu tun, als wüssten sie, was sie nicht wissen, denn das sei Dummheit. Dieser Verzicht erfordert Mut und macht schon Angst genug. Angst steigert durchaus die Wahrnehmung und die Präsenz. Das Problem hingegen ist die Angst vor der Angst. Sie lähmt. Für die Notenfreiheit hat Martin gekämpft und musste es immer wieder. Auch aus diesem Problem zieht er Gewinn. Er findet es feige und auch lächerlich seinen Schülern Mut zu predigen, wenn der Lehrer selbst nicht mutig wäre. Mut braucht stabilen Grund. Also überlegt Martin, „wie kann ich den Schülern Sicherheit geben, damit sie Unsicherheit wagen?“

Die hellwachen Jugendlichen in seinen Klassen sind der Beweis für die Überlegenheit dieses Konzepts. Skeptiker strecken die Waffen, wenn sie hören, dass Martins Eleven im bayrischen Zentralabitur regelmäßig lauter Einser bekommen. Die Schüler können erklären, warum. „Man passt viel mehr auf, wenn Schüler vorne sitzen, als wenn der Lehrer was erklärt,“ sagt Michaela. Andere sekundieren: Am meisten profitierten jeweils diejenigen, die selbst etwas vortragen. „Es ist eben der berühmte Effekt, wenn man jemandem Mathe erklärt, versteht man vieles selber erst richtig.“ Und jeder Fehler würde in der Klasse doch von irgendjemandem bemerkt. „Ist es denn schlimm, wenn ich Fehler mache?“ fragt Michaela. „Dafür bin ich doch in der Schule.“ Gegenfrage an die Schülernnen: Ist das auch die Überzeugung

der anderen Lehrer? „Nein, hier an der Schule nicht,“ sagt sie mit leiser werdender Stimme.

Schulen standen bisher zugleich im Schatten der Vergangenheit und unter dem Druck der Zukunft. Die Gegenwart, die Zeit wacher Präsenz und des Denkens wurde dazwischen aufgerieben. Ein Besuch auf einem beliebigen Kinderspielplatz verdeutlicht diese Zeitstruktur. Mütter überlegen, ob sie ihr Kind, das vor dem Stichtag Geburtstag hat, bereits einschulen sollten, oder noch nicht. Dann hört man landauf, landab: *Ach, lass ihm noch ein Jahr, der Ernst des Lebens kommt früh genug*. Das ist die Geheimformel der alten Schule. Sie droht mit dem *Ernst des späteren Lebens*, statt hier und jetzt ins Leben einzuladen. Mit der Schule, so glauben die meisten, werde das Glück der Kindheit, nämlich im Spiel ganz gegenwärtig zu sein, gekündigt. Für viele beginnt damit eine Zeit, die sie wie eine zur Bewährung ausgesetzte Vorstrafe auf dieses spätere Leben erleben. Bringt diese Haltung Leistung? Oder nur Anpassung? Für Leistung, Lösungen und Kreativität gilt was Albert Einstein auf die Frage, wie er sich denn sein Lebenswerk erkläre, antwortet: „Dass ich immer das ewige Kind geblieben bin.“ Aber für die meisten Menschen war die Schule eher eine kulturelle Abtreibung ihrer staunenden, spielenden und erfindungsreichen Kindheit.

Auf der einen Seite also verstellt die Angst vor einer bedrohlichen Zukunft die Gegenwart. Auf der anderen Seite drückt das Gewicht der Tradition. Wie denn sonst, wird man einwenden. Kinder können doch nicht die Null und das Alphabet neu erfinden und mit allem von vorn beginnen! Schulen sind doch dafür da, die überlieferte Erfahrung weiter zu geben. Gewiss, aber die Kinder und Jugendlichen nicht mit Stoff zuschütten! „Weniger ist mehr“ lautete schon immer eine weise pädagogische Maxime.

Noch mal die Frage, was ist denn Zukunft? Wenn wir etwa lesen, neueste Studien von Arbeitsmarktforschern hätten ergeben, im Jahr 2020 würden

25 Prozent mehr studierte Chemiker benötigt als heute, dann ist genau das keine Zukunft. Das sind Extrapolationen, das ist fortgeschriebene Vergangenheit. Zukunft ist was anderes.

Ein Beispiel. Die Firma Nokia in Finnland produzierte bis in die 1960iger Jahre ausschließlich Gummiprodukte. Eine Zukunftsplanung im Sinne der üblichen Prognosen hätte bei Nokia die Ausbildung von Facharbeitern und Ingenieuren für Gummiprodukte verlangt. Was auch sonst? Tatsächlich begannen die Finnen in ihrem damals schwach industrialisierten Land auf Bildung für eine unbekannte Zukunft zu setzen. Sie schrieben die *Kommunikationsgesellschaft* als Staatsziel in die Verfassung und sie reformierten das Schulsystem, indem sie sich von der neurotisierenden, frühen Selektion nach der Grundschule verabschiedeten. Die Schule sollte für die Kinder eine Heimat werden. Dem Lernen sollte möglichst wenig im Weg stehen, auch kein Übermaß an Belehrung. *Kinder niemals zu beschämen* wurde zur wichtigsten Maxime der Finnen. *Kein Kind zurück zu lassen, niemals eines aufzugeben*, hieß eine andere.

Inzwischen beginnen in Finnland weit mehr als 70 Prozent der jungen Leute ein Studium. Ähnliche Quoten haben auch Schweden, Kanada, Neuseeland und Australien. Man fragt nicht, wofür denn so viele Akademiker gebraucht werden, sondern vertraut darauf, dass sie aus ihrer Bildung etwas machen werden, etwas, das heute noch keiner kennt, so wie man sich bei Nokia inmitten der Gummistiefel und Dichtungen natürlich nicht vorstellen können, was denn ein Mobiltelefon einmal sein wird. Zukunft heißt dem noch nie Dagewesenen eine Chance zu geben. Zukunft lässt sich nicht erzwingen. man kann sie nur ermöglichen.

Ein Schlaglicht auf diese Logik wirft die japanische Perspektive. Im Japanischen gibt es *Zukunft* im abendländischen Sinne gar nicht. Aber es gibt eine Vorstellung davon, wie Neues entsteht, nämlich indem man in der

Gegenwart eine Lücke lässt. Wenn Menschen ganz wach und ganz gegenwärtig sind, kann sich dort, wo inmitten der Lehre etwas leer bleibt, Neues einnisten. Die Überfülle an Stoff bewirkt beim Lernen dessen Wirkungslosigkeit.

Im Zeitalter digitaler Medien und virtueller Flügel wird die "Erdung", werden die Orte, ja man möchte sagen, werden Heimat und Zugehörigkeit wichtiger. Die ortlosen 2.0 Welten stehen dazu nicht in einem Gegensatz nach dem Entweder-oder-Muster. Man sollte sie vielmehr als eine Polarität nach dem Yin-Yang-Muster sehen. Die höhere Ladung des einen Pols verlangt gewissermaßen nach einer stärkeren Aufladung des anderen.

In einer durch digitale Medien forcierten Wissens- und Kulturgesellschaft hätte eine erneute Renaissance eine Chance. Die bedeutet ja, jeden Menschen als starkes, einmaliges Individuum zu sehen, gewissermaßen als eine Primzahl, teilbar nur durch eins und durch sich selbst. Aber seine Einmaligkeit muss man wagen können. Der Einzelne wird seinen Eigensinn nur wagen, wenn er – beziehungsweise sie - die Sicherheit und Zugehörigkeit von einer Gemeinschaft versprochen bekommt, die das einmalige Individuum trägt.